

Wustaw Koelle: Rede z. Feier d. 250. Geburtsdays Sr. Majestät des  
Kaisers u. Königs am 27. Januar 1893 in Namen der Georg-  
Augusts-Universität Göttingen.

## Die deutschen Kaiser und die deutsche Literatur

1893

Die deutsche Literaturgeschichte kennt eine lange unruhige Periode, die in mehr als einer Hinsicht an das geistige Leben unserer Sage immerhin erinnert, so ungewisselhaft wir politisch ihr weit überlegen sind. Diese Periode gipfelt im fünfzehnten Jahrhundert. Auch sie eine Zeit glänzender, wirtschaftlichen Aufstiegs, eine Zeit der materiellen Erfolge und der praktischen Gesichtspunkte. Und auch sie keine frohe Zeit! Gefahr hüten und drücken! Von Osten schwillt die barbarische Macht der Türken näher und näher; im Innern drückt und hemmt minder fast der religiöse und staatliche Zwist als der eng mit ihm verwachsene soziale Haß; sorgenvoll sieht der Edelmann den Bürger, der Bürger den Bauern sich herausarbeiten; nicht nur der vierte, auch der dritte Stand wird gefährdet. Nur im allerletzten Abglanz wirkt die ästhetische und sittliche Macht einer versunkenen edlen Poesie nach; die neuen Regungen der Dichtung aber atmen überall Sendung, eine unfruchtbare, zerstörende Sendung. Die Geißel der Satire klafft saugend nieder auf den Rücken einer unbefruchteten Gesellschaft, die, verloren für die edlen Freuden ernster Kunst, in den grobianischen Possen der Gastnachtscherze sich selbst vergessen will; das Bußgeheul der Skagellanten, die düsteren Weisen der Totenkünze klingen herein in ein reiches und üppiges Leben voll heftigen Sinnengenußes. Für ruhige Schönheit hat niemand die Zeit; der Prosaroman, selbst von Frauenhänden gepflegt, verdrängt den geregelten Reiz des Mythos. Und die klassische Ironie, wie sie in Narrenschiff und Narrenbeschwörung sich entladet, ist das beliebteste Mittel geistiger Befreiung. Die unverwundliche Gesundheit deutschen Geistes bewährt sich freilich auch damals: abseits blüht im stillen Winkel das liebliche Volkslied. Aber die Heilung kommt nicht von ihm: aus asketischer Lebensabkehr und betäubend brausendem Lebensrausch führt uns zur Selbstbefreiung

die heitere Kraft des Humanismus, Schönheitsstimm und Wahrheitsmut und segnende Daseinsfreude im Gefolge. Durch ihn wird es den Besten wieder ein Lust zu leben. Seitdem hat der Humanismus mit wechselnder Stärke und in wechselnder Gestalt mehr als drei Jahrhunderte unser geistiges Leben beherrscht; jetzt scheint seine Glut zu ebbeln. Viel leeres kaltes Gepränge, viel pedantisch und höfisch hochmütiges Scheinwesen hat er mit sich geführt; aber an allem Großen, was dem deutschen Geiste von Luther bis auf Goethe gelungen ist, hat er den nächsten Anteil gehabt, und ihm verdanken wir, was uns Deutschen an ästhetischer Erziehung überhaupt beschieden war.

Nicht schnell und leicht öffneten sich die deutschen Herzen des fünfzehnten Jahrhunderts der neuen und doch so alten Weltanschauung. Tragikomisch sind die Erfahrungen, die ein eifriger Apostel des Humanismus, wie Alneas Cylbius noch am Kaiserhofe Friedrichs III. mit den deutschen Barbaren machen mußte. Der Sieg fällt ungefähr zusammen mit dem Thronwechsel Maximilian, des schwunglosen Vaters schwärmerischer Sohn, hielt nicht nur heucheltüchtig den Blick zurückgewandt auf den verblakten Abendstern kaiserlicher Ritterherrlichkeit; auch dem von Italien her aufgehenden neuen Sage des Schönheitskultes, der Kunst und Wissenschaft sieht er freudig entgegen. Er ist kein führender Geist, kein eifriger Parteigänger: seine finanzielle Beengtheit hindert ihn selbst, den Mäcen zu spielen, wie er möchte; und doch war seine Seilnahme der neuen Richtung unschätzbar; denn es war die Seilnahme des Kaisers. Wie unendlich viel weniger noch haben die Hohenstaufen für unsre Literatur getan, und doch nennen wir eine Glanzzeit unsrer Dichtung mit Recht nach ihnen. Nachscholle Kaiser haben als Vertreter einer begeisternden Idee, als Bürger von Recht und Sicherheit die deutsche Literatur gefördert, ohne daß wir ihren unmittelbaren Anteil feststellen könnten. Aber es gibt freilich auch schöne Zeiten, in denen die Kaiser unsrer Literatur mehr gewesen sind. Gestatten Sie mir, verehrte Festgenossen, daß ich am Geburtstage des deutschen Kaisers in großen Zügen Sie schauen lasse, was die deutschen Kaiser für unsre Geistesleben, wie es sich zumal in der Dichtung spiegelt, bedeutet haben. Es ist ein weiter Weg durch mehr als ein Jahrtausend, den ich Sie führen will! Erschrecken Sie nicht! Mit den Einzelheiten kaiserlicher Hofpoesie, die bis auf den heutigen Tag nur zu den Schwächen unsrer Literatur gehört hat, werde ich Sie nicht auf-

halten! Und ich denke, die Wanderung wird einheitlicher geraten, als es beim ersten Blick in das bunte Wirrsal der mannigfachen Erscheinungen wohl ausseht.

Fremdartig ist den Deutschen zunächst das Wesen des Kaiserthums. Suchen sie den Begriff „Kaiser“ sich mündgerecht zu machen durch die Umschreibung „Mittler unter den Königen“, so verfehlen sie gerade den Kern. Denn der vertraute Name „König“, d. i. Sohn des Geschlechtes, buhlet mit der unnahbaren Höhe des Kaisertitels keinen Vergleich. Selbst der mächtigste jener germanischen Volkskönige, der sogenannte berühmte Held Dietrich von Bern, der in Wahrheit schon manches von Superatorenart an sich hatte, er bleibt der Erinnerung seines Volkes nur der geliebte schlichte Neffe in der Mitte freier Männen. Der siegreiche Einfluß einer fremden Kultur offenbarte sich, als dem Franken Karl die höchste Krone der Christenheit sich aufs Haupt senkte. Mitle und christliche Anregungen wirkten bei ihm zusammen. Während sein Biograph ihn ganz in den Farben des Suetonischen Augustus malt, bestimmte ihn selbst der Gedanke an Augustins Gottesgnat unvergleichlich stärker als der Glanz des römischen Imperiums:

„Einer nur thronet hochdonnernd im himmlischen Saale des Äthers,  
Und nur Einer, der Beste, soll unter ihm herrschen auf Erden.“

Wie der Germane die Vielheit seiner Götter dem einen ewigen Kaiser im Himmel geopfert hat, so soll ihm jetzt der Kaiser der Welt seine Könige erzeigen. Aber dieser Kaiser war selbst ein Deutscher. Was auch für Unheil der Gedanke der Weltmonarchie über das deutsche Mittelalter verhängt haben mag, eben dieser überwältigend stolze Gedanke hat den Deutschen zuerst zum vollen Bewußtsein gebracht, daß sie Deutsche sind, nicht nur Franken und Sachsen, Alamannen und Bayern. In der letzten Sahren Karls taucht das Wort „theotiscus, deutsch“ überhaupt erst auf neben fränkisch; an seinem Hofe triffen wir Vertreter der verschiedensten deutschen Volkerschaften, Langobarden und Goten, Franken und Angelsachsen um die Palme der lateinischen Dichtung. Die bedeutendste Gestalt des Gelehrtenkreises, der sich um den Kaiser scharte, ist Althyrone. Ein würdiges Mitglied jenes edlen deutschen Stammes, der es wohl zuerst von den Alten lernte, seine epischen Lieder zum Epos zusammenzufassen, sah der edle Geistliche in seiner guten Zeit keinen feindlichen Gegensatz zwischen Christentum und heid-

nischer Weisheit, römischer Dichtung. In der hohen Würdigung freier humanistischer Bildung berührt er sich mit dem großen, der Schönheit offenen Geiste des königlichen Freundes; der Priester entlehnt dem heidnischen Poeten Horaz den Namen, unter dem er sich an der antikerstehenden Hofpoesie betätigt, die zu Mäcen dem himmlischen wie dem irdischen Herren huldigte. Und die Verbindung von Christentum und Humanismus, die den großen König und seinen Berater auszeichnet, trägt nähere Früchte als geistreiche Verse. Wenn Angilbert, der Homer des Hofes, den Monarchen einen Leuchtturm Europas nennt, so sorgt dieser dafür, daß die Leuchte seines Geistes wirklich sein Reich erhelle. Karl wird der Erzherzog seines Volkes, Althwine ein Praeceptor Germaniae gleich Melanchthon. Ein auf jener humanistisch-christlichen Bildung aufgebautes Schulwesen greift bis in die Kreise der Laien herein, sorgt zumal für eine Hebung des Lehrstandes, der Laien. Und wunderbar, der große Kaiser, der christliche Frömmigkeit und antike Kunst so friedlich in einem Herzen zu halten weiß, er fühlt sich zugleich stolz als deutschen Volksfürsten und bewahrt der deutschen Sprache und Dichtung seine herzlichste Liebe. Der Humanismus macht eben nicht einseitig. Wer weiß es nicht, wie Karl alte Heldenlieder sammelte und gar ein grammatisches Regulatorium plante! So hält er darauf, daß den Neubekehrten die christlichen Formeln und Gebete in der heimischen Mundart zugänglich werden. Ungelenke, mühselige Übersetzungen entspringen zunächst; aber sie bilden doch den Anfang unsrer deutschen Prosa, die sich zumal in Mittel- und Niederdeutschland, in der Sphäre, auf die der kaiserliche Hof am unmittelbarsten wirken konnte, immerhin schließlich entwickelte. So ist es kein kalter Glanz gewesen, der von dem neuen Kaiserthume erstrahlte; Oegen hat es gespendet und Wärme; es hat das geistige Niveau alsbald fühlbar gehoben. Unser Volk hat die Erinnerung an den ersten deutschen Kaiser nicht in einem nationalen Epos festgehalten wie die Franzosen; aber seine hehre Gestalt blieb ihm im Gedächtnis als des Vertreters der guten alten Volksrechte, und Karl der Große war der erste jener Kaiser, von denen das Volk nicht glauben mochte, daß der Tod stärker sei als sie.

Sein Nachfolger, ein bigotter engerer Mann, der — so meldet ein Chronist — nicht einmal seinen schönen Zähnen zuliebe ein Lachen sich erlaube, hatte von dem vielseitigen Streben des Vaters nur das christliche Interesse geerbt. Während Karl der Reiterstatue Dietrichs

von Bern im Mäcenen Palatium mit volkstümlicher Freude einen Ehrenplatz gegeben hatte, weiß ein Hofpoet Ludwigs des Frommen den Kaiser nicht besser zu ehren, als daß er ihn unter läppischen Schmähreden auf den dummen Keger Dietrich zum Bringer der goldenen christlichen Zeit stempelt. Und wenn wirklich jenes alsfächliche Stabreimende Lehrgedicht von des Heilands Leben und Wirken, das so wunderbar schön christlichen Inhalt mit germanischer Form vereinigt, auf eine Aufforderung des Kaisers zurückgeht, so sprach aus diesem einzig der Befehrer; von der alten heidnischen Dichtung und ihren Formeln hat Ludwig nichts wissen wollen. Es ist politisch begreiflich, daß der nationale Zug in seinem stichtigsten Sohne, Ludwig dem Deutschen, stärker zur Geltung kam. In dem naiven Selbstgefühl, mit dem der elssächische Mönch Dietrich den kriegerischen und geistigen Ruhm seiner Franken befriedigt an Römern und Griechen mißt, da atmen wir etwas von dem eigenartigen nationalen Schwunge, der den Humanismus des 15. Jahrhunderts verläßt. Aber in Familiengröße und Vassallenempörung, in schwachen Kämpfen gegen Dänen und Slaven geht das Geschlecht der Karolinger zugrunde, die Anfänge einer deutschen christlichen Dichtung mit sich hinabreichend; schmerzliche Wehmut klingt durch die Hymnen, in denen vor fast genau tausend Jahren ein sächsischer Poet aus der Umgebung Arnulfs auf die glücklichen Tage Kaiser Karls zurückschaute.

Ein neues Kaisergeschlecht setzt sich auf den erledigten Thron; unter den Dikonen leuchtet das Bild der Weltmonarchie wieder in blendendem Glanze auf. Aber es ist ein andres Bild geworden als unter den Karolingern: farbiger, üppiger, weltlicher, ich möchte sagen heidnisch. Eine derbe kraftvolle Lebenslust beherrscht die Zeit: eine leichtsinnige, durch Schwank und Novelle auf den Stoffhunger eines amüsamentsbedürftigen Publikums spekulierende Hofpoesie findet Beachtung; die Renaissance der Dikonen erinnert mehr an die italischen Fürstehöfe späterer Tage als an den frommen Ernst der Karolinger. Sie hat jenen internationalen, südlichen Zug, der in dem dritten Otto am stärksten sich offenbart; ihr Glanz kommt der sächsischen Dynastie, nicht der deutschen Nation zugute. So hat sie der deutschen Dichtung nichts bedeutet. Wir bedauern das kräftige Sachseuweiß Hrotsvith von Gandersheim, das sich in unbedeutsamer lateinischer Eleganz unwürdig genug hineinquält, und wir empfinden es peinlich, wenn sich der alte deutsche Held

Walt her in den schillernden Wortpaaren Vergils und Prudentius muß zwängen lassen. Gerade für eine weltliche deutsche Dichtung wäre damals Raum gewesen, da auch der Bischof sich zuerst als deutscher Fürst fühlte. Sicherlich haben auch deutsche Volkslieder Gesalten und Ereignisse dieser stoffreichen Zeit festgehalten, vor allem den großen Ungarnbezwinger, Otto mit dem Barte, der im wilden Jorne den roten Bart schüttelt, wie einst der im Gewitter dahinbrausende Donnergott; dann seinen unglücklichen empörten Sohn Rudolf, der der Lieblingsgestalt des Herzogs Ernst bedeutende Züge geliehen hat. Aber selbst diese Volkslieder können wir nur erschließen; erhalten ist in deutscher Sprache so gut wie nichts. Den ganzen farbenfrohen, novellistischen Welt-sinn dieser übermäßig waghalsigen Epoche spiegelt der lateinische „Nid-lich“, ein legendurchsetztes Nittermärchen, in dem der letzte Sachsen-kaiser in Person, leicht verumumt, zu einem Alke friedlicher Großmuth auftritt.

Als Heinrich II. auf der Pfalz Grona die müden Augen schloß, da war es bereits entschieden, daß eine andre Weltanschauung die Herr-schaft gewonnen. In dem steten Schwanken des Mittelalters zwischen Welt-sinn und Weltverachtung verschaffte die Reform von Cluny wieder einmal der Kirche den Sieg: die Kirche triumphiert über die Welt. Der humanistische Bildung ist das ebensovornig zuträglich wie der weltliche Poesie: schon unter dem ersten salischen Kaiser Konrad hat sein warmer Verehrer Wipo manche Sorgen um die Hebung der Schule, und sein Nachfolger Heinrich III. duldet das profane Wäl-schen der Spielleute nicht einmal in dem Festhul seiner Hochzeit. Dafür gedeiht im 11. und 12. Jahrhundert eine reiche geistliche Dichtung in deutscher Sprache. Aber sie ist ausschließlich eine Schöpfung der Kirche. Die furchtbaren Kämpfe zwischen Kaiser und Papst berühren sie nicht. An lateinischen Dichtern, wie dem jungen Lambert, findet Hein- rich IV., der Bittende von Canossa, wohl zeitweilig Freunde; die deutschen Reimer stehn von vornherein unter romanisch-kirchlichem Einfluß, haben den ersten großen Gang zwischen Kaiser und Papst in teilnahmslosem Stumpf-sinn durchlebt. Da, der Verfasser einer ge-reinigten Litanie noch aus der Mitte des 12. Jahrhunderts betet nur: „Beschürme unsern Herrn den Papst“; des Kaisers gedenkt er nicht; das Nollandslied des Pfaffen Konrad erniedrigt selbst den Kaiser Karl zum astetischen Glaubenshelden, und aus demselben Kreise stammt

der Dichter, der ein fast ausschließlich von den römischen und deutschen Kaisern handelndes gereimtes Geschichtswerk in bloßer Frömmel-ei als die Chronika von den Päpsten und Königen betitelt.

Das war ums Jahr 1150. Zwei Jahre später besiegt Fried- rich I., der Hohenstaufe, den königlichen Chron. Wie mit einem Schläge ändert sich das Bild. Die Kirche hat den Bogen überspannt: die Kreuzzüge, die ihren Sieg vollenden sollten, erzeugen ein selbstbewußtes, höchst weltliches Nittertum, und aus den berühmten Schulen der großen französischen Theologen entspringt das literarische, gottvergeßene und doch so lästerlich entzündende Gesindeln der fahrenden Vaganten. Die Welt wird stärker mit jedem Tag, und mit ihr hebt sich von Stunde zu Stunde die ideale Größe des Kaiser-tums, das zumal dank der ritter-lichen, gewinnenden und bedeutenden Persönlichkeit seines Trägers jetzt seine höchste Verklärung erlebt. An seinen gebildeten, wenn auch theo-logisch etwas vernachlässigten Vaganten gewinnt es eine glänzende geistige Selbstwache, der das ganze humanistische Arsenal heidnisch mytholo-gischer Bilder und gligender, vollkender Worte zu leichtestem Ge-bote steht. Aber nicht der heiße Kampf zwischen dem geistlichen und welt-lichen Schwert beschäftigt unter Friedrich I. diese Gänger; da keine frappaute Katastrophe eintrat, so bleibt jener Kampf ungeführt oder doch unbefont. Ihnen ist Friedrich der gewaltige Herrscher der Könige, vor dem selbst der byzantinische Kaiser zittert wie das Lamm vor dem Löwen; ihnen ist er der stärkste Hort der Christenheit, neben dem selbst der Papst fast wie ein Statist zurücktritt. Besonders lehrreich ist da ein merkwürdiges feierliches Drama, halb Natorium, halb Pantomime, das die Ankunft des Antichrists in lebendiger Veranschau-lichung alter kirchlicher Traditionen darstellt. Da gewinnt sich der Antichrist durch Drohen, Geschenke und Verheißungen alle Könige der Christenheit; nur der deutsche weist ihn zurück, und als der Unhold nun mit dem ungeheuren Heere seiner Anhänger auszieht, um den furor teutonius zu bändigen, da wird er schmähtlich aufs Haupt geschlagen. Erst als es ihm gelingt, auch diesen edlen Fürsten durch falsche Wunder von seiner göttlichen Sendung zu überzeugen, erst da hat der Antichrist gewonnen Spiel. Das ist eine Stimme aus einem großen Chor. Freilich, dieser vielsinnige Chor erklingt noch immer lateinisch. Aber es atmet denselben Geist, wenn in einem schönen Gedicht aus der Frühzeit hiesiger Epik ein flandrischer Graf dem König von Jerusalem,

der siegestrunken das Zeremoniell des römischen Kaisers nachahmen  
möchte, mit herzlichem Gelächter antwortet:

Mein edler König, laßt das sein!  
Es würde bitter Euch gereuen,  
Euch glunge Ehr und Land verloren,  
Es ward noch nie ein Mensch geboren,  
Der unserm Kaiser stünde gleich!

Wir stehen an der Schwelle der mittelhochdeutschen hessischen Poesie.  
Am Pfingstfeste des Jahres 1184 versammelt Kaiser Friedrich zu  
Mainz die Blüte der abendländischen Ritterchaft um sich, und staunend  
staunelt uns ein Augenzeuge, der Gänger der deutschen Aeneis, vor,  
daß es nie ein Gleiches an Pracht gegeben hat, schwerlich geben wird.  
Der deutsche Ritter scheint nicht mehr den Vergleich mit dem Rittertum  
der Nachbarländer. Aber zum rechten Ritter gehört es bald, daß er  
auch sein Liebeslied machen kann; selbst der Thronerbe versichert, wie  
es die Mode heischt, der Geliebten in deutschen Versen, daß er lieber  
die Krone hingäbe als ihre Gunst. Und der rechte Ritter muß in des  
Artus Tafelrunde besser Bescheid wissen als am Hofe seines Kaisers.  
Ewig schade, daß eine Kunst, die an technischer Vollendung in Deutsch-  
land nicht ihres Gleichen hat, sich so ausschließlich in unwahren oder  
doch lebensfernen Voraussetzungen bewegt. Artusromane über Artus-  
romane sind uns erhalten; das einzige epische Gedicht, das den Laten  
Friedrich Barbarossa galt, ist verschollen, und selbst das Epitheton  
„kaiserlich“, mit dem man längst in Deutschland den Dingen den  
Stempel besondrer Herrlichkeit aufgedrückt hatte, selbst dies wird von  
dem rechten Modedichter gemieden; König Artus war ja doch nicht  
Kaiser!

Durch diese künstlich abgeperrte Freizugslust führt auf einmal  
der frische schneidende Windhauch echten Lebens. Kaiser Heinrichs über  
Lob hat das Reich in grenzenlose Wirren geführt; die Kämpfe zweier  
Gegenkönige gefährden, vom Papste geführt, die höchsten Güter, Friede  
und Recht; tiefe Verleumdung liegt auf jeder Brust. Da schlägt ein  
armer Abt, Friedrich, Walthers von der Vogelweide, auch ein in der beengten-  
den Mode befangen, dann aber durch des Lebens Not dem Leben wieder-  
gewonnen, ergreifende Söhne resignierter Klage an, die lösend in tausend  
Herzen widerhallen. Und er fährt fort, in mancher Hinsicht ein Schüler  
seiner humanistisch angehauchten Vaganten, in politischen Sprüchen die

Zeichen der Zeit zu deuten. Er hat eine hohe Meinung von seinem  
Beruf; als Sendbote Gottes mahnt er selbst den Kaiser, der Gottes  
Statthalter auf Erden ist. Mit der ganzen Wucht urwüchsiger Dichter-  
kraft streift er, ein wilder, oft ungerechter Parteigänger, auf der Seite  
der Kaiser gegen den Papst, und sein Fideibogen schlägt tiefe Wunden.  
Er ist ein höchst wertvoller Bundesgenosse; die Kaiser, zumal der Kluge  
Friedrich II., wissen den genialen Spielmann wohl zu schätzen, der  
mit scharfem Blick und in greiflicher Beleuchtung die Widersprüche und  
Unredlichkeiten päpstlicher Politik bloßlegend verfolgt bis zu jenen  
furchtbaren, glaubenverwirrenden Augenblick, da der Papst den Kaiser  
durch den Bann hindern will, das gelobte Land zu retten. Wer war da  
der Hort der Christenheit, wer ihr Feind? Laufende von Seelen hat  
Walthers dem Papst entfremdet, so klagt ein italienischer Domherr und  
vermag dem guten Knecht doch kaum zu zürnen. Es geht ein großer  
Zug durch Walthers Dichten. Ihm sind Kaiser und Papst nicht Per-  
sonen, sondern weltgeschichtliche Gegensätze, und im Kampf für den  
Kaiser wird der nationale Haß des Deutschen gegen das wälsche Pfaffen-  
paß rege. So schärft jenes Ringen auf Leben und Tod das nationale  
Bewußtsein. Und Walthers hat die öffentliche Meinung fixiert. Unter  
all den Spruchdichtern, die mit und nach ihm die großen Fragen der  
Reichspolitik behandelt haben, zeigt nur ein einziger ultramontane Sym-  
pathien; auch in die Lehrenden, der ein kirchlicher Beigeschmack durch  
das ganze Mittelalter anhastet, bringen ghibellinische Gelüste. Die  
Größe der Auffassung können die Epigonen freilich von Walthers nicht  
lernen; sie werden in ihrer politischen Dichtung vorsichtiger und allge-  
meiner, sie haben mehr partikularrömische als nationale Interessen, und  
als ein besonders vorlauter Bürsche dem Kaiser recht vernünftig, aber  
doch nicht eben verständnisvoll zuruft, er solle lieber auch in Deutsch-  
land Ruhe und Recht schaffen, statt nur um Apulien zu sorgen, da traf  
er genau die landläufige, sehr begreifliche Auffassung des kaiserlichen  
Berufs. Man hat die Weltmonarchie gründlich satt. Noch einmal  
erstrahlt die kaiserliche Majestät im höchsten Glanze, als Friedrich II.  
bei kurzem Aufenhalt in Deutschland den rebellischen Sohn fast ohne  
Schwererschlag in den Staub wirft; sein Tod hinterläßt in der deutschen  
Dichtung keine andre Spur, als daß er als Beispiel irdischer Vergäng-  
lichkeit bemerkt wird. Nur das Volk hat dank Walthers den großen  
Pfaffenfeind in sein Herz geschloffen; es schmelzt ihn mit dem ersten

Friedrich zu einer Idealgestalt zusammen und läßt ihn, wie König Altrius, im hohlen Berge seine Zeit erwarten; dann wird er — so prophezeit ein Meistersong aus den Tagen Ludwigs des Baiern, als wieder die Häupter der Christenheit sich in den Säulen liegen — dann wird er seinen Schilb an einen dünnen Baum hängen, das heilige Grab befreien, die Klöster zerstören, die Nonnen verheiraten, und gute Töchter werden kommen.

Dem großen Schwunge der staufischen Zeit folgt in Staat und Dichtung eine gründliche Ernüchterung. Sie ist Fleisch geworden in Rudolf von Habsburg. Der Kleinliche, nüchterne, aber energische Neapolitaner, der nichts wollte, was er nicht konnte, und den der unpraktische Gedanke der Weltmonarchie so wenig behelligte, daß er sich kaum um den Kaiserstitel bemühte, er war nach der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit gewiß am Plage. Aber wer in ihm einen Kaiser des alten großen Stils erhofft hatte, war bitter enttäuscht. Zwar seine Krönung in Aachen wird von einem frommen Sänger noch mit Mitleideln geschmückt; aber schon daß er den Bericht einleitet mit einem gereinigten Breve des Papstes, schon das beweist, daß ihm dieser König ganz nach der siegreichen Weltanschauung des Thomas von Aquino erst hinter dem Priester kommt. Das köstliche niederländische Rechtsbuch Eikes von Neþrow, in staufischen Tagen entstanden, geht aus von dem selbstverständlichen Satze, daß Gott dem Kaiser das weltliche Schwert verlieh; die oberdeutsche Umarbeitung, die unter Rudolfs Regierung vorgenommen wird, läßt den Kaiser sein Schwert nur von dem Papste zu Lehen erhalten. Freilich protestiert der Verhüter aller Meistersinger, Frauenlob, alsbald gegen diese Verdrehung; er ist gar nicht einverstanden mit den Zugeständnissen, die Rudolf den Pfaffenfürsten macht, und richtet an das Kaisertum einen Weckruf voll zorniger Angebuld. Alles umsonst. Die Teilnahmslosigkeit des Königs allen idealen Fragen gegenüber begünstigt die kirchlichen Übergriffe, und das Publikum lernt unter seinem Ozepter Geschmaek finden an einer hochultramontanen Gottesgung, die dem „Situel“ Wolframs, des freiesten Denkers unter den staufischen Dichtern, kurz vorher zuteil geworden war. Rudolfs hausbackene, knausernde Persönlichkeit, der die höchste Tugend des mittelalterlichen Fürsten, die Freigebigkeit, ganz fehlte, reizt die fahrenden Säger zu immer neuen, unermüdbaren Variationen des einen Gedankens: „König Rudolf der gibt uns nichts, König

Rudolf der gibt uns nichts“. Aus diesem Epott redet doch nicht bloß die gefälschte Begehrlichkeit; der höchste König der Christenheit durfte kein sparsamer Epießbinger scheinen, der Königsadler keine Vogel-schönhe werden; an den Kaiser war man gewöhnt, auch ästhetische Ansprüche zu stellen. Und wenn der giftigste unter diesen poetischen Gegnern gar den Teufel ausreißt, läßt vor dem König, der doch noch schlimmer sei als der Vater alles Bösen, so spricht da der erbitterte Ghbelline, der dem Habsburger seine phylisterhafte Gleichgültigkeit gegen Italien, zumal gegen die Unfat Anjouus nicht vergehen kann. Die unbedequate Größe früherer Kaiser wird an dem tüchtigen Durchschnittsmenschen verbrießlich vernunft, eine sehr lehrreiche Durch-Da war der tüchtige Haubogen Adolf von Nassau immer noch ein anderer Mann, und sein früherer frühlicher Nittertod in der Goll-beimer Schlacht ring ihm poetische Klagen ein, die noch ganz auf das alte sonige, zur feste Ideal des höfischen Alters zugeschnitten sind: in-Wehrheit war Adolf von sehr viel derberem Stoff. Aber auch das Ideal war nicht stilistisch ererb als lebendig in den Gemütern. Es kam ein Kaiser, der jenem Ideale ähnlich sah, der liebenswürdige Schwärmer Heinrich der Lugenburger, ein edler, tapferer Fürst, der ohne jeden egoistischen Nebengedanken, rein erfüllt von der hohen Mission des Kaisertums über die Alpen steigt, um dort das göttliche Reich des Friedens aufzurichten; der größte Dichter Italiens begrüßt ihn in hoffender Begelsterung und sucht in feierlichen, rhetorischen Staats-schriften, die in ihrem überschwänglich biblischen Stil den deutschen Meister nahe an den Heiland rücken, den Erfolg seiner Sache zu fügen; in Deutschland scheint die Dichtung von seinen grandiosen, freilich unpraktischen Plänen kaum Notiz genommen zu haben.

Nach interessiert sie sich für seinen Nachfolger, für Ludwig den Baiern. Aber nicht seine ruhrende vertrauensselige Freundschaft mit dem Nebenbühler hat die Zeitgenossen erwärmt wie moderne Dichter. Sie nimmt Anteil, zustimmend oder befehdend, an dem neu entbrennenden Kampfe der beiden Schwärter. Er ward zähe und hügig geführt, von beiden Seiten. Aber er wirkt doch nur wie eine Karikatur der staufischen Sage. Jetzt sind es Personen, die kämpfen, nicht Prinzipien. Das gilt zumal für Ludwig. Der nationale wie der humanistische Gedanke fehlt ihm vollkommen. Er ist ein Opfer der Professoren-politik. Eine Gruppe Pariser Theologen treibt ihn vorwärts, die von

der verweltlichten Kirche Rückkehr zu Arianismus und Nachlosigkeit verlangt, und dem wenig gebildeten König damit gewaltig imponiert. Und italienische Parteiführer schieben ihn, die es glücklich dahin bringen, daß er sich von dem souveränen römischen Volke zum Kaiser krönen läßt. Aber was sollte Verwegenheit schenken, was nichts als irreführende Nachlosigkeit. Ludwigs Geschmach waren die modernen Geisteskämpfe, in die er handelnd und vor allem leidend hereingezogen wird, schwerlich. Ein rechter treuer Diener, hängt er an der veralteten höfischen Dichtung der staufischen Zeit, vor allem an dem mythisch-allegorischen Zauber wolframscher und pseudowolframscher Epen. Den Gralstempel baut er nach, und eine Laskerrunde will er stiften; von einem unhöfischen Liede für die Damen will er nichts wissen und zwingt wohl gar den modern robusteren Dichter, sein Lied in einen minniglichen Gang alten Stils umzuwandeln; in einem allegorischen Lobgedicht, das aus seiner unmittelsbaren Umgebung stammt und das den guten, mit Unrecht angefeindeten Fürsten vor Verfeinerung schützen soll, sind es Frau Ehre und Frau Minne, die ihn mit andern Tugenden um die Wette beschwimmen. Dieser harmlose, gutmütige Sohn seiner Zeit lief unselbständig und doch eifrig, wohin geschickte Leute ihn trieben; sein Kirchenkampf ist nur das Satyrspiel der gewaltigen Tragödie von der Weltmonarchie; ich möchte Ludwig einen Dilettanten des Kaiserthums nennen.

Sein Nachfolger aber, Karl IV. von Luxemburg, war ein Vorknos. Den klaren, nüchternen Realisten blendet sein Kaiserthum nicht. Er weiß genau, was er will und kann; die Lockungen des italienischen Humanismus, die ihm Rienzis begeisterter Prophetenmund oder Petrarcas wohlgebaute Perioden ins Ohr träufeln, sie betören ihn keinen Augenblick. Um freie Hand zu haben, macht er der Kirche weitgehende Zugeständnisse und wird dadurch höchst unpopulär: ein vielgelesener, schwacher Lehredichter jener Tage, der Zeichner, dessen politisches Ideal ein harmonisches Zusammenhausen von Kaiser und Papst in der heiligen Stadt wäre, steht in dem Vergicht auf die Weltmonarchie eine dauerliche Schwäche. Es ist freilich eine Schwäche Karls, daß er nur Verstand ist. So verachtet er mit Recht die Ritterpielerien, die man damals am französischen Hofe aufwärmte; aber auch das tiefe Gefühlleben der deutschen Mystik ist ihm verschlossen, und er hat keine Witterung für die revolutionären Mächte des Fanatismus. In Paris ergötzen, steht er auf dem Boden der durch Aristoteles und Augustin

befuchtesten Scholastik. Dem entspricht es, daß von deutschen Schriftstellern ihm der Dichter Heinrich von Mügeln, ein in scholastischen Epizentralitäten schwelgender Meisterfinger, und der stoffliche Naturbeschreiber Konrad von Megenberg am nächsten steht, einer jener wunderlichen Heiligen, die keine naturwissenschaftliche Tatsache konstatieren können, ohne nach ihrer symbolischen Bedeutung zu fragen. Der Scholastik sollte auch die neugegründete Universität Prag dienen. Mit ihrer Gründung beginnt die Entfaltung des weltlichen Gelehrten- und Beamtenstandes. Er wird weiter gefördert durch die großartige Kanzlei des Kaisers. Unabsehbar fast ist die Bedeutung, die sie nicht nur für die lausliche Gestaltung der modernen Schriftsprache, nein, auch für die Bildung des modernen Stils gewinnt. In der Fehung der Prosa reicht Karl der Vierte Karl dem Ersten die Hand. Der vortreffliche Leiter der Kanzlei Johann von Neumaier, hatte Petrarca bewundernden Stils vor Augen, als er selbst auf ästhetische Pflege der lateinischen und mittelbar auch der deutschen Prosarede zu wirken begann. Darin liegt ein frühes humanistisches Element, und es ist sehr verdienstlich darauf hingewiesen worden, wie Karl auch sonst humanistischen Anregungen sich zugänglich zeigt. Karl IV. verdrängt durch das römische Recht die Rechte, die das Volk an Karl den Großen zu knüpfen pflegte. Er begünstigt eine Übersetzertätigkeit, die antike Autoren bevorzugt. Und eines Humanisten vom reinen Wasser würdig klingt es, wenn er freilich mit Anlehnung an ein danielisches Wort, Rienzi zu ruft: „Diejenigen, die in den Wissenschaften bewandert oder gelehrt sind, die werden wie Sterne glänzen in Ewigkeit, die Unwissenden aber glauben im Geiste der Einsalt zu wandeln und vernügen nicht einmal auch nur die eignen Seelen zu retten.“ Gewiß, der kluge weitsichtige Mann ist empfänglich für manche Regungen des neuen Geistes. Aber innerlich ist er ihm doch fremd: die Begeisterung des jungen Humanismus macht ihn nur mißtrauisch; das geschichtliche, das ästhetische, das nationale Bedürfnis, das den rechten Humanisten erst ausmacht, wohnt kaum auf der Oberfläche seiner kühlen Seele.

Das Kaiserthum Karls, soviel es ungewissheit für unser Geistesleben bedeutet, hat ein volkstümliches Interesse nicht erweckt; er ist den Deutschen stets der Böhme. Um so wärmere Theilnahme begleitet seinen Sohn Sigismund. Im Mittelpunkt seiner Regierung steht ein wahrhaft kaiserliches Unternehmern; was gab es wichtigeres für den

ersten Monarchen der Christenheit als die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern? Man hat das Konzil zu Konstanz mit dem Parlament der Paulskirche verglichen: das einmal zugestanden, so spielte der König eifrig und vielgewandt, voll warmer Begeisterung und edler, wirkungsvoller Nebekraft, etwa die glänzende Rolle Heinrich von Gagern: von Luthers durchgreifender Art hatte er so wenig wie Gagern von Bismarck. Der Nation machte es doch Eindruck, den deutschen König endlich wieder so sichtbar an der Spitze der Christenheit zu sehen. Ein Augsburger Patrizierjohn schaut in ihm das Urbild des christlichen Ritters, einen neuen Moses, von Gott gesandt, um Einigkeit auf Erden zu schaffen. Aber solche begeisterten Stimmen sind selten. Man empfindet wohl den ehrlichen Eifer, aber auch das Unstäte seiner Natur und wünscht ihm Kaiser Karls des Großen einfach männlich Gemüt. Man glaubt an seinen guten Willen, aber man fühlt sehr viel mehr das Bedürfnis ihn zu ermahnen als zu loben. Daß er Fuß verbrennen ließ, nimmt ihm die öffentliche Meinung nicht übel; was hat der Adler mit den Gänsen zu schaffen? Aber seine ewigen Mißerfolge gegen Türken und Hussiten drücken sein und des Kaisertums Ansehen. Ein tüchtiger Spruchdichter der Zeit, noch dazu kaiserlich gesonnen, malt in einem Lügenlied die Welt aus, wie sie sein sollte und nicht ist. Da heißt's: „In Böhmen gibt es keine Hussiten mehr, der König hat sie alle schnell vertrieben, und rühmlich tut er seines Standes Pflicht. O Markgraf, wie sehr hast du gelogen.“ Und selbst der geniale Abenteuerer Desvald von Wolkstein, der, vom König oft im Stich gelassen, für seinen hohen Grund immer wieder Leben und Freiheit aufs Spiel setzt, auch er mahnt eindringlich: „Herr Kaiser, seid auf Eurer Hut; eh Ihr der Ehre Spiegel trüben laßt, eh opfert Euer eigen Blut.“ Es fehlt Eignung und die schlichteste, stille, anspruchslose Größe, die das Volk an seinem Herrn so sehr verehrt. Freilich, was konnte er tun, da er der Fürsten nie sicher war, selbst wo es sich um jene höchste Gefahr für das Reich handelte, die von Osten drohte? Wehmütig denkt Etöcklin an die Lage, als die Glieder des Reichs noch dem Haupte Carolus Magnus einmütig gehorchten; und in Nürnberg, das dem König sehr ergeben war, stolz von ihm mit dem Schutze der Reichskleinodien betraut zu sein, da ergötzt man sich an der Fastnachtsszene, wie die vitterlichen Vasallen ihrem Kaiser in der Gefahr überall höflich den Vortritt lassen. Srawig sieht es aus um das ideale Ansehen des Kaisertums. Neue

Nürnberg Fastnachtsspiele geben sehr lehrreiche Stimmungsbilder, aus denen ich noch zwei hervorheben möchte. Das eine, schon unter dem stumpfen, dünsigen Friedrich III. verfaßt, läßt den allernächsten Schicksal der Christenheit gehört und will ihr helfen; als ihm ein Bote des Kaisers den Aufbruch verkündet und ihm droht: „Gott muß Dir dein Haupt über eine Schwertklinge hüpfen“, da antwortet der türkische Rat lachend: „Na, wenn der Hund vor dem Hasen flucht und der Frosch den Storch verschluckt, dann weicht der Sultan vor dem Kaiser.“ In den Augen der Nürnberger hat der Türke nicht nur in großen Worten, auch moralisch gesagt: mit dem kaiserlichen Waffentrium ist es vorbei.

Doch beunruhigender fast ist das andre, wohl noch aus Siegmunds Tagen stammende Spiel. Gedenkt Sie sich jenes Dramas vom Antichrist, in dem sich die ganze deutsche Herrlichkeit des kaiserlichen Kaisertums offenbarte! In Nürnberg spielt man jetzt wieder ein Drama vom Antichrist. Aber hier gehts gemütlicher zu. Der böse Feind bietet dem deutschen Kaiser Macht und viel Geld, wenn er ihm diene. Der Kaiser fragt eine Art Staatsrat, und der huldigt schon damals der bewährten Parlamentsweise, mit Geld dürfe man nie spaßen. Wohl regt sich unter den Ritters der Widerspruch einer edleren Seele: aber der Kaiser glaubt, durch den Geist seines geizigen Vaters bestärkt, der Majorität folgen zu müssen, läßt sich bezahlen und bengt sich ohne Schwermut dem Antichrist, der nun widerstandslos die Regierung der Welt antritt: selbst ein hoffender Ausblick fehlt.

Das ist ein typischer Gegensatz zwischen einst und jetzt, der kaum überboten werden kann. Dieser konnte das Kaisertum in der moralischen Schätzung nicht mehr sinken, und der junge Maximilian war nicht zu beneiden, als er dem alten, mattberzig-egoistischen Vater folgte. Auch seiner Regierung sind schwere Maßgriffe und Mißerfolge nicht erspart geblieben. Aber das Volk steht anders zu ihm als zu den Vorgängern. Endlich wieder stellt der Humanismus, des Kaisertums alter treuer Bundesgenosse, seine blanken Geisteswaffen in den Dienst der Krone, und was der edle Fürst für Kunst und Wissenschaft getan, das ist ihm reichlich vergolten worden. Man hat den Kaiser einen Romantiker genannt, und das ist richtig, so stark seine Romantik mit realistischen Elementen gemischt war. Gerne träumte er sich in die vergangne Größe

des Vaterlandes zurück. Gleich Karl dem Großen läßt er Heldenlieder sammeln, und die Bildsäule Dietrichs von Bern soll einß sein Mausoleum schmücken. Aber der letzte Ritter, ausgestattet mit reichen körperlichen und geistigen Vorzügen, schwelgt auch im alten Ritterroman, stellt sein eignes Leben und Streben im ritterlichen Stile poetisch dar und denkt auch König Arns einen Platz auf seiner Grabstätte zu. Jetzt öffnet ihm und den Deutschen der Humanismus in quellenmäßiger Forschung ungeheure Ausblicke auf den uralten Ruhm des deutschen Namens. Was man aus Tacitus, Ammianus und dem Sigurinus über den Befreier Germaniens und über den großen Staußenkaiser erfährt, das kommt dem Ansehen des Kaiserthums unmittelbar zugute. Prangende Verse und eine reich entfaltete bildende Kunst umgeben Maximilian mit kaiserlichem Glanze. Und die kaiserfrohe Stimmung des Humanismus dringt in weite Schichten hinein. Nicht nur, daß seine Ritter und Landsknechte ihn vergöttern und jubelnd seine Erfolge gegen den Benzenauer und die Böhmen besingen. Als ihm der Frangosenkönig die anverlobte Braut, Anna von Bretagne, fast gewaltsam abspenstig macht, da bricht sich der empfindliche Nationalstolz entristet oder gekränkt Bahn wie seit zwei Jahrhunderten nicht. Wie der Humanist Wimpfeling den Älten von Frankreich drohend zuruft: „Die Älten werden weilen“, so singt man im Volksmund allerlei betrübte und zornige Weisen vom Fränkeln aus Britannien: „Met Luste well wi singen un loven dat rönische Rüz.“ Und als die Landesfürsten dem Kaiser die Hilfe verweigern, da er die angestane Schmach rächen will, da ist die öffentliche Meinung unbedingt auf seiner Seite, Freiwillige laufen ihm zu, und Sebastian Brant, der Dichter des Narrenschiffs, prophezeit ihm in warmen Reimen aus einem zu Entschlein gefallenen Meteorstein den göttlichen Beistand, der den Kaiser nach des Dichters Wünsche bis auf den Thron von Jerusalem geleiten soll. So ganz ist das alte Kaiserideal wieder aufgelebt. Der Humanist Bebel aber, der in Lübingen auch Reichsgeschichte dozierte, ein literarischer Hauptstampe des Kaiserthums, ahnt so etwas wie eine Reichsriegesverfassung, die den Kaiser unabhängig macht von den Launen der Fürsten. Die Probleme des alten und des neuen Kaiserthums treffen zusammen.

Am 12. Januar 1519 verschied

„der Kaiser auferkoren,  
der Kaiser ehrenreich

von edlem Stamm geboren:  
wo findet man sein gleich?“

und noch im selben Jahre verläßt das Volksbüchlein vom Kaiser Barbarossa zum ersten Male die Presse. Ein Zusammenreffen von geistesgeschichtlicher Symbolik! In dem Geschiedenen war der alte Kaiser dem Volke frisch wieder aufgelebt, in ihm stirbt er zum zweiten Male. Maximilian ist der letzte deutsche Kaiser des alten Stils. Wie er sich zu Luthers kühnem Wissen auf die Dauer verhalten hätte, sei dahingestellt, gewiß nicht so gleichgültig und ohne Verständnis für deutsche Art wie sein spanischer Enkel. Seit Karl V. gibt es für Gesamtdeutschland keine Kaiser mehr: was bedeutet der schlaue Vorkämpfer römischer Geistesrichtung, was bedeuten alle die Habsburger, die ihm folgen, für das Empfinden des protestantischen Deutschlands, dem die Zukunft gehört, in dem sich die geistige Entwicklung unseres Vaterlandes abhindernd fast allein abspielt? Halb gewohnheitsmäßig bildet etwa noch Melanchthons Schwiegersohn Cavinus und der Wittemberger Professor Cingelius dem Kaiser: unendlich häufiger sind die Mahn-, Schelt- und Spottverse, die ihm lateinisch und deutsch von den Protestanten zuteil werden. Durch die folgenden Jahrhunderte läuft zwar eine lange Reihe gekrönter kaiserlicher Poeten oder gar Pfalzgrafen, die sich für den Lorbeer oder den Ädel in gespreizten Entomien gegnend bedankten; aber diese Ehre war seit den schönen Tagen, da Karl IV. Petrarca mit der Pfalzgrafenwürde ehrte, da Friedrich III. Albrechts Cölnius und Conrad Gertes den Dichterlorbeer auf die Stirne drückte, vergrawelt fadenförmig und billig, zuletzt eine lächerliche Zerronie geworden. Als der feile Pegnischäfer Egidius von Birken für Kaiser Leopold I. einen „Hörschischen Ehrenspiegel“ in Folio ausarbeitete, da schlägt ihm sein Herz nicht höher, als wenn er seinen „Hochfürstlich brandenburgischen Ulysses“ oder seinen „Ehr- und Fürstlichen sächsischen Helmsaal“ oder seinen „Niederländischen Lorbeerbaum“ für andere deutsche Potentaten zusammen schreibt. Der Dichtung des 17. Jahrhunderts bedeutet Gustav Adolf und Karl Stuart und der Prinz Eugen mehr als alle seine Kaiser. Erst der heldenmütigen Maria Theresia und ihrem edlen Sohne kommen auch außer Österreich wieder wärmere Sympathien und Hoffnungen entgegen. Aber Joseph künßelt auch maßvolle Erwartungen; wer nennt den seichten jüdischen Aufklärer Sonnenfels neben Nathan dem Weisen? Und wenn der ver-

dießliche Klopstock bei der trefflichen Kaiserin Lode zweifelte, ob Friedrich dem Großen „Erreichung melden werde die Felsenchrift der Soterrichterin“, so werden nicht viele mit ihm gezweifelt haben. Nur der große Preußenkönig hat eine Zeitlang eine ähnliche nationale und literarische Rolle gespielt, wie die großen Kaiser des Mittelalters; er aber erwarb sich seinen Ruhm im Kampf mit seiner Kaiserin. Die Rechnung war glatt abgeschlossen.

Und doch durchdrante es tausende treuer deutscher Herzen mit tiefem Weh, als unter dem ehernen Drucke des fremden Siegers auch der Name des deutschen Kaisers zu existieren aufhörte. Und mehr als Einer mochte sich fragen:

„Was habt ihr denn noch großes allgemeines,  
Welch Band, das euch als Volk zusammenhält,  
Selt ihr den Kaiserzepter brechen ließt?“

Die Frage war Kleinmütig. Der Volksmund hatte recht zu sagen: „Der alte Kaiser lebet noch!“ Als Rückert jene Verse sang, da saß bereits, halb nur dem klöden, matten Auge erkennbar, eine hohe Gestalt auf dem verlassenen Throne: gewaltig an Gliedern wie Karl der Große, von mächtigem roten Barbe umrauscht, wie die Sage sich Otto den Großen denkt, und geheißen, wie die beiden großen Hohenstaufenkaiser, Herrscher des Friedens: an seiner Linken ruhte das blanke Schwert des Humanismus, das dem römischen Kaiser deutscher Nation von jeher so treue Dienste getan; aus seiner Krone aber bligte funkelnder denn je der treue Leuchter, der kößliche Waise, die Liebe zum einigen deutschen Vaterlande. Wie dieser unsichtbare Kaiser des geschichtlichen Ideals unser Geistesleben beherrscht, wie er unser Volk durch Schmerzen zum Siege geführt hat, wir wissen es alle. Im Schlachten Donner des großen Krieges verdrängt sich der ideale Traum zum greifbaren Leben.

Ein gütiges Geschick war es, das der kraftvollen und fruchtbaren, aber zu ärmlicher und innerer Form schwerfälligen deutschen Art zugleich mit dem Kaisertum den Humanismus in die Wiege legte. Es soll ihm nie vergessen werden, daß er uns den nationalen Gedanken bescheert und in schweren Tagen lebendig erhalten hat. Ob wir heute seine ästhetische Erziehung, im Schillerischen Sinne das beste Heilmittel unserer sozialen Schäden, entbehren können, ist ja eine andre Frage. Nur einherzig

patriotische Erwägungen soll man nicht gegen ihn zu Felde führen; sie trüben unser Kaisertum mit. Aus südlichen Reben, die ein römischer Kaiser schenkte, erwuchs unser Weinbau: ist unser deutscher Rheinwein darum minder deutsch? Mit ängstlicher Abschließung einer reinlichen Eigenart hat sich der Germane Gott sei Dank nie befaßt; die weiservige Empfindlichkeit für alles Große und Schöne, wo er es fand, ist recht eigensinnig die Blume deutschen Geistes. Der Schimmer der Weltmonarchie reizt uns nicht mehr: aber auf immer soll uns das deutsche Kaisertum ein Symbol dafür sein, daß dem deutschen Geiste die Welt gehört.